

Kulturkonflikt? Neues über Ausländerfamilien

Elisabeth Flitner, Leonie Herwartz-Emden

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Flitner, Elisabeth, and Leonie Herwartz-Emden. 1990. "Kulturkonflikt? Neues über Ausländerfamilien." *Welt des Kindes* 1990 (5): 18–23.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under these conditions:

Deutsches Urheberrecht

Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:

<https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/>



Kultur- konflikt?



DR. ELISABETH FLITNER
geb. 1951, z. Z. Gast an der
Universität Paris VIII
(St. Denis).

Arbeitsschwerpunkte:
Familienforschung,
Bildungspolitik.

DR. LEONIE HERWARTZ-EMDEN
geb. 1949, Universität
Osnabrück.

Arbeitsschwerpunkte:
Migrationsforschung,
Frauenforschung.

Auf die Frage, wer eher »modern« und wer »traditionell« eingestellt sei, die deutsche Familie oder die Migrantenfamilie, würden die meisten von uns mit der Antwort nicht zögern: modern sind eher die Deutschen, traditionale Einstellungen und Verhaltensweisen finden sich mehr bei den Migranten. Das hat die Ausländerforschung auch lange geglaubt.

Vielleicht hatte sie sich die deutschen Familien, oder die ausländischen, oder beide, nicht genau genug angesehen. Die Dinge liegen nämlich nicht so eindeutig. Die Familienforschung konnte ihr ursprüngliches Bild von »der« Migrantenfamilie korrigieren. Dabei treten viele Ähnlichkeiten mit »der« deutschen Familie hervor, und in manchen Zügen wird unsicher, wo der Modernitätsvorsprung eigentlich liegt. Wir berichten über einige neue Forschungen, vor allem über Migrantinnen und ihre Kinder, und flechten dabei Vergleiche mit deutschen Familien ein.

Stimmt es wirklich: Außenseiter in zwei Kulturen?

Lange Zeit gab es die Standardidee vom »Kulturkonflikt«, unter dem eingewanderte Frauen in der Bundesrepublik stünden, und vom »soziokulturellen Handicap« für ihre Kinder. Man hielt die ausländischen Familien für

autoritär-patriarchalisch strukturiert. Dem entsprach ein Klischee über die Rolle der Frau in diesen Familien: der Vater wurde als Repräsentant der Familie nach außen erklärt, als Entscheidungs- und Machttäger, die Mutter in untergeordneter und abhängiger Position gesehen. Man nahm an, die Mutter befinde sich in einer »Identitätskrise«, weil sie die neue, fremde und komplizierte Gesellschaft, in die sie hineingekommen ist, nicht verstehe.

Eine besondere Frauenliteratur, oft aus sozialpädagogischen Beratungsprojekten entstanden, beschrieb die Widersprüche zwischen verschiedenen Lebensbereichen – traditionale Familie hier, moderne Arbeits- und Behördenwelt dort – als unlösbar für die Migrantin. Im Konflikt zwischen Herkunftskultur und neuer Umgebung gefangen, könne sie auch ihren Kindern keine Hilfe sein und müsse deren Probleme verdrängen. Die Kinder ihrerseits hätten es schwer, zwischen Familienmilieu und den Anforderungen der deutschen Kindergärten und Schulen zu vermitteln, zwischen denen Entfremdung und daher Konflikt die Regel sei. Ihre Erziehung im Elternhaus sei traditional-autoritär, die in der deutschen Schule dagegen demokratisch-egalitär orientiert, und die Kinder würden hin- und hergerissen, orientierungslos, schließlich Außenseiter in zwei Kulturen. Die Migrantenfamilie erschien zwangsläufig inkompetent für die Sozialisation, die Kinder mangelhaft sozialisiert und im Hinblick auf die Schule »kulturell behindert«.

Diese Stereotypen werden heute zunehmend kritischer gese-

hen. Die Rede vom »Kulturkonflikt« unterstellte nicht nur zuviel Ähnlichkeit unter den Migrantinnen (ohne auf ihre Herkunft und Geschichte zu achten), sondern übertrieb auch die Kluft zwischen den Erfahrungen ausländischer und deutscher Frauen in unserer Gesellschaft. Nicht nur die Migrantinnen, sondern auch die deutschen Frauen (und Männer und Kinder) müssen sich schließlich zwischen verschiedenen und widersprüchlichen Welten, zwischen Familien, Arbeitsplätzen und Schulen bewegen, verhalten sich in der Kirche anders als im Sportverein, treffen bei den Großeltern auf andere Anforderungen als im Sozialamt, ohne daß das Erlebnis der Unterschiede notwendig zu innerer Zerrissenheit führt. Daß in der Familie andere Sitten gelten als in der Schule, ist nicht selbst schon ein »Konflikt«! Es kann einer daraus werden, aber das ist dann eine eigene Frage.

Auch der Kontrast von patriarchalischen Ehebeziehungen (der Migrantinnen) und partnerschaftlichen Ehen (der Deutschen) ist wohl überzeichnet, Gemeinsamkeiten sind übersehen worden. Das patriarchalische Leitbild, das vom Mann erwartet, er solle allgemein überlegen, etwas größer und etwas älter als die Frau sein, etwas mehr verdienen, zeitweise die Familie allein ernähren, die bessere Karriere machen, sich zwar partnerschaftlich verhalten, aber auch Autorität ausüben, – dieses Leitbild wiegt nach jüngsten Untersuchungen in deutschen Ehen immer noch eindeutig vor. Auch in der ehelichen Arbeitsteilung kann von Gleichheit keine Rede sein; in der typischen deutschen Familie macht (auch die berufs-

tätige) Frau die Hausarbeit alleine. Daß hier klare Unterschiede zwischen ausländischen und deutschen Ehen bestünden, kann nicht einfach behauptet, es müßte erst einmal untersucht werden.

Studien über türkische Familien widerlegen das Bild von der untergeordneten und abhängigen Migrantin. B. Nauck z. B. fand, daß die türkischen Frauen im Vergleich zu ihren Männern stärker an der Eingliederung und weniger an Rückwanderung interessiert sind; sie unterstützen ihre Kinder erheblich bei deren Eingliederungsprozeß; haben weniger traditionelle Erziehungseinstellungen als der Vater; bestehen weniger auf sozialer Geschlechterrollentrennung und treten stärker für eine größere Autonomie der nachfolgenden Generation ein. Die Migrantin hat in ihrer Familie eine aktive und bedeutsame Rolle für die Niederlassung und für die Auseinandersetzung mit der deutschen Gesellschaft.

Auch die (Vor)Geschichte ihrer Auswanderung ist durchaus keine Geschichte der Unselbstständigkeit. Dreiviertel der Frauen haben in der Türkei ihre Familien jahrelang alleine betreut, bevor sie ihrem Mann in die BRD nachgezogen sind. In immerhin 13 Prozent der Migrantenfamilien kam die Frau zuerst alleine nach Deutschland, arbeitete und lebte hier auf sich gestellt und holte die Familie erst einige Jahre später nach. Im Herkunftsland selbst haben die Migrantinnen im Vergleich zur gesamten Bevölkerung längere Schulbildung, höheres Berufsprestige, sind relativ jung und kommen besonders häufig nicht vom Land, sondern aus den Städten. In der Bundesrepublik sind Migrantinnen häufiger erwerbstätig als deutsche Frauen.

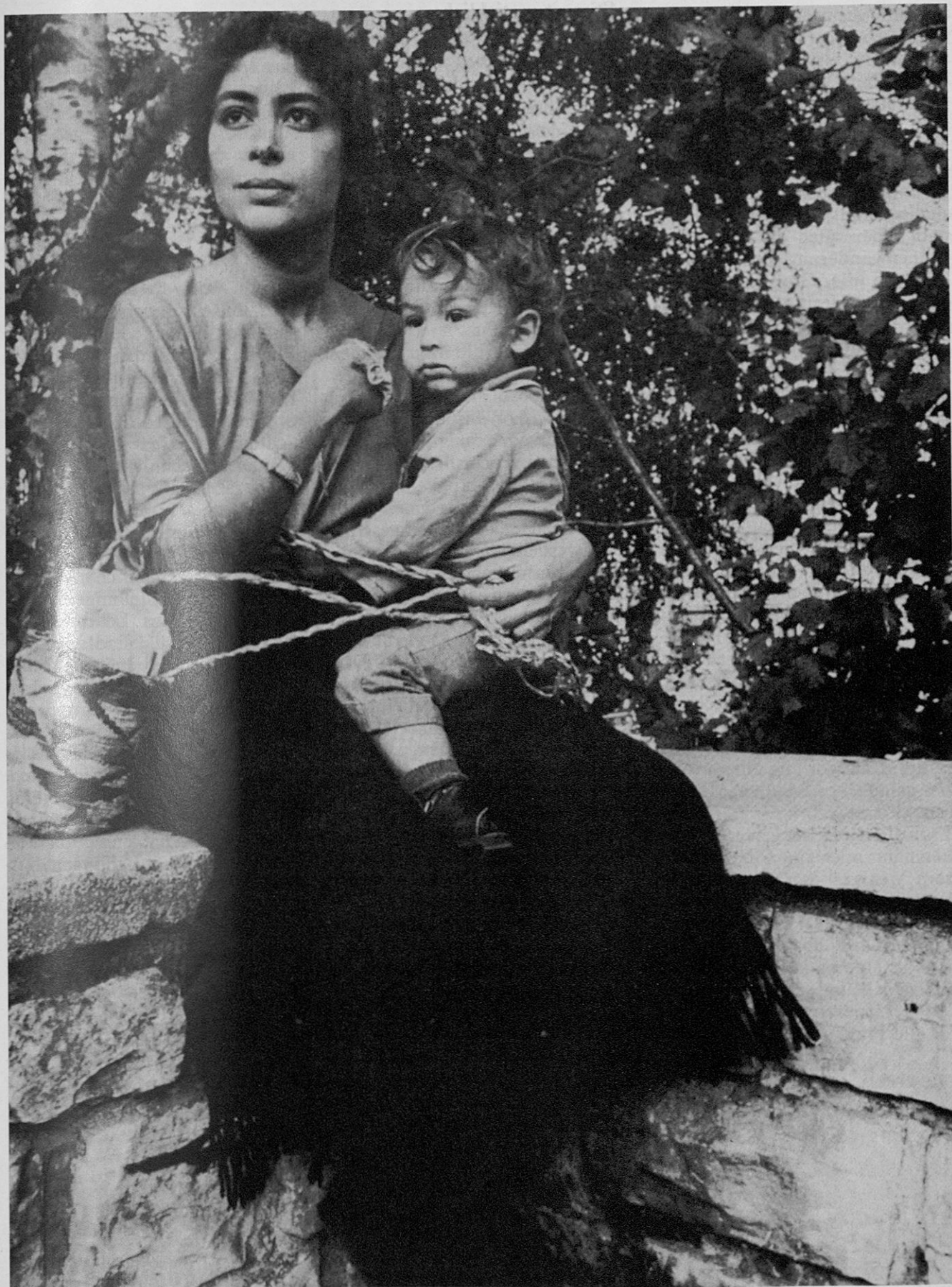
Dieser Herkunft, Wanderungsgeschichte und aktuellen Lage als erwerbstätige Frauen entspricht es, daß sie für ihre Kinder, auch für ihre Töchter, Erfolg

in Schule und Berufsausbildung erhoffen und sie materiell und moralisch dabei nach Kräften unterstützen. Für die Wanderung, das Einleben im neuen Land, ihre Erwerbs- und Familienarbeit hier haben sie viel Energie aufbringen und neue Fähigkeiten entwickeln müssen. Sie haben darum ihren Kindern nicht nur »Defizite« mitzugeben, sondern einiges von den Zukunftserwartungen, der Bewegtheit und der Tüchtigkeit, die ihr eigenes Leben kennzeichnet.

Stimmt es wirklich: Die Stellung der Frau verbessert sich in der neuen Umgebung?

Klischees gegenüber Migranten haben eine gewisse Tendenz, den deutschen Verhältnissen zu schmeicheln – vielleicht hält sie das überhaupt aufrecht? Neben der Idee vom »Kulturkonflikt« spielte auch die »Modernisierungsthese« eine Rolle, die besagt, daß die Migrantinnen auf alle Fälle an Emanzipation gewinnen, wenn sie bei uns einwandern. Sie finden Arbeit und ökonomische Unabhängigkeit; sie entkommen traditioneller gesellschaftlicher Kontrolle; die Stellung der Frau verbessere sich in der neuen Umgebung; die Beziehungen zwischen Männern und Frauen seien weniger repressiv als im Herkunftsland.

Auch in der Emanzipationsthese muß man differenzieren. Da scheint die Vorstellung durch, alle Migrantinnen hätten



Deutsche Familien modern, ausländische Familien traditionell?

vor ihrer Einwanderung ein stabiles Leben, arm, aber fest verwurzelt in einem kleinen Dorf der Dritten Welt verbracht und seien erstmals bei uns den traditionellen Verhältnissen entkommen.

Tatsächlich stammen viele Migrantinnen (auch unter den Ausiedlerinnen) aus großen Städten und haben auch oft schon eine Binnenwanderung (z. B. vom Land in die Großstadt) hinter sich, bevor sie in die BRD kommen. Ihre Stellung als Frau verändert sich nicht notwendig nur zum Guten. In der neuen Umgebung verstärkt sich in manchen Familien traditionelles Rollenverhalten und männliche Kontrolle. Die Kluft zwischen häuslichem und öffentlichem Bereich kann sich vergrößern; die Frauen können, wenn Freunde, Verwandte, Bekannte fehlen, mehr auf den Binnenraum Familie und enger auf den Ehemann angewiesen sein. Und sie können stärker als zuvor für die Kinder eingespannt sein, weil die Betreuungsmöglichkeiten nicht ausreichen, weil die deutsche Umgebung eine verfügbare Mutter erwartet, weil bei uns der Mutter die Hauptverantwortung für ein sozial gelungenes Kind zugeschrieben wird usw.

Ob die Beziehungen zu ihrem Ehemann oder zu anderen Männern weniger repressiv werden, wenn sie in der Bundesrepublik lebt? Das kann zuweilen sein, kommt dann aber gewiß nicht glatt als automatische Folge ihres Hierseins, und nicht, wie die »Modernisierungsthese« meinte, für alle Frauen gleichermaßen.

Stimmt es wirklich: Der traditionelle Familienzusammenhalt ist gefährdet?

Schließlich war ein drittes Stereotyp im Umlauf, die Vorstellung, daß die Erwerbstätigkeit der Migrantinnen eine Zerstörung des traditionellen Familienzusammenhalts, die Verunsicherung der Männer, den inneren Zerfall der Familien oder dann Trennung und Scheidung besonders begünstige. Da lebte eine konservative Furcht wieder auf und wurde auf die Migrantinnen projiziert: Erwerbstätigkeit der Frau zerstöre die (bisher heile) Familie. In Wahrheit weiß die Migrationsforschung schlicht noch gar nichts zu diesem Thema.

Weil ausländische Ehen nicht vor deutschen Gerichten geschieden werden müssen, und wenn, dann vermutlich meist in den Heimatländern geschieden werden, ist die Datensammlung schwierig. Man könnte auch etwas Umgekehrtes vermuten: Daß mindestens für die Pionierinnen, also die Frauen, die alleine als erste ihrer Familien auswandern, der Ausbruch aus zu engen sozialen Verhältnissen oder aus einer unerträglichen Ehe eine wichtige Rolle spielt. Da wäre die Migration und hiesige Arbeit aber nicht Ursache, sondern Konsequenz einer Trennung!

Für die deutschen Ehen steigen die Scheidungszahlen zwar weiterhin an. Man hat aber noch nicht beweisen können, daß Erwerbsarbeit der Frau die Ursache dafür sei. Und für die ausländischen Ehen wissen wir nicht, wie stabil oder instabil sie sind, im Herkunftsland, bei uns, und ob und wodurch sich hier etwas verändert.

Stimmt es wirklich: Notwendig ist ein Wertwandel?

Zusammen mit der Idee vom »Kulturkonflikt« entstand die Vorstellung, die Migrantenfamilien müßten einen »Wertwandel«

vollziehen, um sich in der BRD einzuleben. »Integration« wurde als »Akkulturation«, Aneignung deutscher Kultur und Werthaltungen aufgefaßt. Je näher man hinsieht, desto schwieriger ist so ein Zusammenhang allerdings zu fassen. Muß eine Griechin ihre Werthaltungen verändern, um die Anweisungen ihres deutschen Chefs zu befolgen, mit einer deutschen Nachbarin befreundet zu sein? Um die Richtlinien der Sozialhilfe zu verstehen? Muß sie ihre Werte ändern, um eine Wohnung zu finden? Um ärztlichen Rat zu beanspruchen, ein Fernsehgerät zu benutzen, die Straßenverkehrsordnung zu beachten oder ihre schulpflichtigen Kinder zur Schule zu schicken?

Die MigrationsforscherInnen glauben heute oft nicht mehr, daß Wertwandel eine Voraussetzung für Integration sei. Zum einen bringen nämlich MigrantInnen viele Einstellungen schon mit, die für das Leben in der BRD zweckmäßig sind, z. B. Mobilität, Leistungsbereitschaft und ein großes Interesse am Schulerfolg ihrer Kinder.

Zum anderen sind »Werte« vielleicht weniger verhaltensbestimmend, als wir gerne denken. Sogar für die Geburtenregelung, von der man annehmen könnte, daß sie besonders eng mit Traditionen und Werthaltungen verknüpft sei, die die Frauen aus ihren Herkunftsländern mitbringen, sind ganz überraschend schnelle Anpassungen festgestellt

worden. Die Kinderzahlen der Türkinnen haben sich in den letzten 15 Jahren denen der Deutschen eng angenähert. In wichtigen Bereichen, so muß man folgern, sind unterschiedliche »Werte«, sofern sie bestehen, kein Hindernis für Verhaltensangleichung und Integration.

Ausländische Kinder – eine »Begabungsreserve«

Auch das Bild der ausländischen Kinder hat sich verändert. Immer mehr Ausländerkinder sind in den Gymnasien und Realschulen anzutreffen, heute schon anteilmäßig mehr als Kinder aus der deutschen Arbeiterschicht. Je früher sie in das deutsche Bildungssystem eintreten, desto größer ist ihre Aussicht auf Erfolg. (Am besten geht es in der Schule denen, die schon hier im Kindergarten waren.) Griechische Kinder schneiden z. B. heute in der Sekundarstufe ebenso gut ab wie die deutschen, und das, obwohl ihre Lebens- und Lernbedingungen in einiger Hinsicht schwieriger sind. D. Hopf, der die griechischen Kinder untersucht hat, bezeichnet Ausländerkinder überhaupt als eine große »Begabungsreserve«.

Das hat mit ihren Eltern zu tun: die griechischen Arbeitsmigranten haben, im Vergleich zu allen anderen Griechen, überdurchschnittlich hohe Bildungsziele und -erfolge. Das kann ihre Kinder fördern. Ähnliche Voraussetzungen finden sich bei vielen türkischen Migranten (s. o.) und stellen sich nach und nach auch für andere Nationalitäten

heraus. Nicht nur die Eltern entscheiden aber über den Schulerfolg, sondern auch, wie die Kinder selbst ihre Herkunft und Geschichte mit dem, was sie in der Schule tun, in Verbindung setzen können. Erfahrungen mit arabischen Migrantenkindern zeigen, daß es für ihren Schulerfolg sehr darauf ankommt, ob sie ihre Herkunft und ihre Eltern entwerten müssen, sich selbst als »Wesen, das aus dem Nichts kommt«, erleben, oder ob sie den Weg ihrer Familie akzeptieren können und die schulische Arbeit als ihre eigene Fortsetzung dessen, was die Eltern begonnen haben, als Fortführung des Einwanderungsprojekts mit anderen Mitteln wahrnehmen. Kinder, die zur Wanderungsgeschichte ihrer Familie eine klare, durchaus auch kritisch-distanzierte, aber verständnisvolle Beziehung aufbauen können, kommen in der Schule besser zurecht. (Daß Kindergärten und Schulen ihrerseits dazu etwas beitragen können, ist naheliegend.)

Moderne Familien ...

Die Vorstellungen, die viele von uns sich über die ausländischen Familien gemacht haben, haben womöglich einiges mit Entwicklungen in unserem eigenen Land zu tun. Wie denkt man sich eine traditionelle Familie, vielleicht eine türkische Familie in ihrem Heimatdorf?

Mann und Frau akzeptieren eine patriarchalische Autoritäts- und Aufgabenteilung. Sie schätzen ein gutes Familienleben höher als alles andere. Sie wünschen sich Kinder. Die Beziehungen, in die sie hineingeboren sind, Verwandtschaftsbeziehungen, sind weit wichtiger für die materielle und moralische Unterstützung und werden weitaus intensiver gepflegt als selbstgewählte Freundschaften. Sie leben in der Nähe ihrer Eltern, sind an ihrem Wohnort verwurzelt und ziehen kaum fort. Sie leben, vor allem, wenn Kinder da sind, in

einem kleinen Ein- oder Zweifamilienhaus. Sie legen Wert auf religiöse Bräuche, z. B. Eheschließungs-, Tauf- und Begräbnisriten.

Migrantenfamilien? Nein, Beschreibungen der deutschen Familien, wie sie uns die Forschung am Ende der 80er Jahre zeigt! (Großteils nachzulesen in dem Band von R. Nave-Herz.) Es stimmt zwar, wir haben viele Ausnahmen von dem hier gezeichneten Bild. Aber für die Mehrheit der deutschen Familien sind heute Kontinuität und Stabilität, ausgeprägte Verwandtschaftsorientierung, lokales Verwurzelsein und etliche traditionelle Einstellungen das Bezeichnende.

Aber was heißt eigentlich »traditionell« – als ob sich Traditionen ungebrochen bewahrt hätten? Nach dem Krieg war bei uns vieles anders. Ende der 60er Jahre auch. Was wir heute sehen, stammt nicht direkt von »früher«, sondern hat sich vielfach in der modernen Bundesrepublik neu-alt wiederhergestellt. Migrantenfamilien und deutsche Familien, traditional oder modern? Umfassend-eindeutig läßt sich das eben nicht sagen! Und wenn uns hier mit Hilfe der Wissenschaft eine Scheingewißheit abhanden kommt, ist das als »Forschungsergebnis« ja auch schon sehr schön. □

Literatur:

Dieter Hopf, Herkunft und Schulbesuch ausländischer Kinder. Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung 1987
Rosemarie Nave-Herz (Hrsg.), Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart: Enke 1988